

## Analyse der Epopée „les Martyrs“

von Chateaubriand.

### I. Teil.

**F**rançois-René, Vicomte de Chateaubriand (1768—1848), die Zierde der Bretagne, der Ruhm Frankreichs, ist eines der leuchtendsten Gestirne am poetischen Firmament. Er hat der Literatur seiner Zeit das glanzvolle Gepräge seines Genius verliehen, mit den Ueberlieferungen des grossen Jahrhunderts gebrochen, die Eintönigkeit und seichte Eleganz der Geschmacksrichtung durch die schönsten Laute einer erhabenen Harmonie ersetzt und mit dem hohen Fluge der Begeisterung die zur Verflachung herabgesunkene Denkart zu kühnem Aufschwunge des Geistes emporgehoben. Seine Dichtungen werden mit unverwelklichen Reizen im Tempel der Poesie prangen; denn sie fesseln und blenden durch die Eigenartigkeit ihrer Physiognomie, deren schönster Zug die chevalereske Würde ist, durch welche sie im Vereine mit einer majestätischen Grösse der Gedanken, einer ergreifenden Innigkeit des Gefühls, einem erstaunlichen Reichtume an Bildern, einer rhetorischen Farbenmischung und dem Zauber einer kräftigen und wohlklingenden Sprache in den Herzen der Nation den stärksten Wiederhall gefunden haben und stets finden werden. Bei allem Glanze und bei allen Vorzügen sind indes seine poetischen Werke nicht ohne Mängel, welche seinen Charakterfehlern entsprechen. Seine übermässige Eitelkeit verleitet ihn oft zu einer Effekthascherei, welche seine Darstellung manchmal geschraubt und dunkel, nicht selten gezwungen und maniert macht. Seine rasche Wandelbarkeit in den Anschauungen, sein eigentümliches Gemisch von Frömmigkeit und kalter Gleichgültigkeit, welches er abwechselnd zur Schau trug, sein Schwanken zwischen Glauben und Vernunft, verwickeln ihn in die unbegreiflichsten Widersprüche, welche seine originellsten Schöpfungen des vornehmlichsten Merkmales der künstlerischen Vollendung, der harmonischen Einheit entkleiden. Fast jedes Werk des Genies erscheint nach dem treffenden Urtheile von Villemain durch die Sprünge der Leidenschaft gefährdet. Denn eine gewisse Zusammenhangslosigkeit der Gedanken und Gefühle, welche die Unsicherheit der Principien involviert, stürzt ihn von der schwindelnden Höhe der erhabensten Seelenstimmung in die öde Tiefe der leeren Trostlosigkeit und Zerrissenheit des Herzens. Durch die poetische Verherrlichung einer krankhaften aus dem Ekel am Leben hervorgehenden Traurigkeit hat er nach seinem eignen Geständnisse einen nachtheiligen Einfluss auf die Gemüther seiner Nation ausgeübt. Obwohl es ihm nicht gelungen ist, die heterogensten Elemente des in seinem Geiste sich abspiegelnden Zeitalters durch ein schöpferisches Princip in Einklang zu bringen, hat er es verstanden, die Ungereimtheiten und Fehler seiner Gebilde unter dem überraschenden Wechsel von Figuren und der zauberischen Pracht von Gemälden glücklich zu verschleiern. Selbst in seinen Irrwegen zeigt er die volle Kraft seines Talentes, den Pinsel des Meisters, den Stab des Zauberers; er hat seinen eignen lieblichen Regenbogen über die bunte Welt seiner Dichtungen ausgespannt.

Eine Ianugestalt steht er auf der Grenzscheide einer absterbenden alten und einer beginnenden neuen Epoche. Während er sich an die dichterische Naturanschauung des Bernardin de St. Pierre anlehnt und ihn an Begeisterung und träumerischen Melodie der Stimmung übertrifft, wird er durch seine Hinneigung zum Wunderbaren und Ahnungsvollen, durch die Auffrischung der poetischen Elemente der Religion und des Vorstellungskreises des Mittelalters der eigentliche Schöpfer der französischen Romantik, deren spätere Vertreter nach dem Ausspruche von Thierry ihn als ihren Maestro und Führer begrüßen müssen. Auch dem Auslande blieb der neue Dichter nicht unbekannt. Goethe rühmt in ihm ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äussern Welt suchend und sich zu religiösen Gefühlen steigernd.

Chateaubriand ist der Repräsentant der religiösen Wiedergeburt Frankreichs. Bei seiner scharfen Einsicht in die Verkehrtheit der sittlichen Zustände und den durch dieselben notwendig hervorgerufenen Conflict mit der entgegengesetzten aus den Einflüssen der Religion hervorgehenden Lebensanschauung sieht er die Rettung der menschlichen Gesellschaft allein in dem Siege der Religion, welche durch ihre erhabene Moral alle Schichten der Bevölkerung fest aneinander kettet und dadurch von der grössten Wichtigkeit für die Erziehung ist. — Nachdem er die christliche Idee als die erhabenste erfasst, tritt er als Champion derselben auf, und indem er es als seine Mission erachtet, einem durch die destruktiven Ideen ungläubiger Philosophen und die schamlosesten jeder Sitte und Tugend Hohn sprechenden Schriften geistig und sittlich verdorbenen Volke die ewigen Wahrheiten des Glaubens als die einzige Quelle des Glückes vorzuhalten, wird er einer der wichtigsten Typen der Zeit. —

Die Mittel, welche er zur Erreichung seiner Aufgabe anwandte, bekunden seinen Scharfsinn und sein richtiges Verständnis der Zeitverhältnisse. Da nämlich die skeptische, in dem Hasse gegen Christus erzeugte Generation theologischen und philosophischen Controversen nicht zugänglich war, so suchte er zunächst, durch Bekämpfung der Vorurteile auf das Gemüt und die Phantasie seiner Lehre zu wirken, und jeden Zauber der Einbildungskraft und alle Interessen des Herzens für die katholische Religion aufzurufen, gegen welche man dieselbe bewaffnet hatte. Den Vorwurf, dass sie in finstern Fanatismus den menschlichen Geist in Fesseln schlage und die Civilisation in ihrer fortschreitenden Entwicklung aufhalte, entkräftigte er durch den mit Wärme und Feinheit des Gefühls geführten Beweis, dass im Gegenteile die christliche Religion die am meisten poetische und die menschlichste sei, die die Freiheit, Künste und Wissenschaften am meisten begünstige, dass die neuere Welt ihr alles verdanke, vom Ackerbau bis zu den strengen Wissenschaften, von den Krankenhäusern bis zu den herrlichen Tempeln, dass ihre Moral göttlich, ihre Lehren liebenswürdig seien, dass sie das Genie begünstige, den Geschmack reinige, den Gedanken kräftige, dem Schriftsteller edle Formen und dem Künstler vollkommene Vorbilder gebe.

Indem er auf diesen Gedanken sein apogetisches Werk „der Geist des Christentums“ aufbaute, begegnete er den Wünschen eines auf neue Anschauungen hindrängenden Publikums, welches auf den Ruinen der Revolution den Verlust des von ihren christlichen Vorfahren ererbten Schatzes zu empfinden begann. Der Dichter wurde durch dieses Werk, welches als die Morgenröte einer neuen Poesie bezeichnet wurde, der Liebling der litterarischen Kreise und der ganzen Nation.

Eine Ergänzung dieses Werkes sollte das grosse religiöse Epos „die Martyrer oder der Triumph der christlichen Religion“ bilden. Der Dichter vollendete dieses Epos, an welchem er viele Jahre gearbeitet hatte, in der Einsamkeit seines Val de Loup, nachdem er vorher selbst die klassischen

Schauplätze der christlichen Geschichte besucht und durch die gewonnenen Eindrücke seine gründlichen Studien ergänzt hatte. Die „Martyrer“ entfernen sich in Anlage und Ausführung von dem Volksepos wie von dem Kunstepos, sie sind, wie der gefeierte Literarhistoriker Sainte-Beuve, richtig bemerkt, *le phénix de l'épopée systématique*. Der Dichter wollte eben seine im Geiste des Christentums über das Poetische der christlichen Religion dargelegten Theorien durch eine epische Composition begründen. Er äussert sich selbst darüber folgendermassen:

*J'ai avancé que la religion chrétienne me paraissait plus favorable que le paganisme au développement des caractères et au jeu des passions dans l'épopée. J'ai dû encore que le Merveilleux de cette religion pouvait peut-être lutter contre le Merveilleux emprunté de la mythologie. Ce sont ces opinions plus ou moins combattues que je cherche à appuyer par un exemple. Pour rendre le lecteur juge impartial de ce grand procès littéraire, il m'a semblé qu'il fallait chercher un sujet qui renfermât dans un même cadre le tableau des deux religions, la morale, les sacrifices, les pompes des deux cultes: un sujet, où le langage de la Genèse pût se faire entendre auprès de celui de l'Odyssee, où le Jupiter d'Homère vint se placer à côté du Jéhovah de Milton, sans blesser la piété, le goût et la vraisemblance des moeurs.*

Ob und wie er sein Problem gelöst hat, wird die Analyse der Epopöe zeigen.

Den Vorwurf des Gedichtes giebt ihm die blutige Christenverfolgung unter Diocletian; die Handlung entwickelt sich im Verlaufe der furchtbaren Prüfung, in welcher die Hölle nochmals die äussersten Anstrengungen macht, um das Christentum im Blute der Opfer zu ersticken; allein die Kirche wird über ihre Henkersknechte siegen: mitten im Sturme wird der Retter erscheinen, Constantin, „der neue Cyrus, welcher den Thron der Cäsaren unter den Schutz der heiligen Tabernakel stellen, die Heiligtümer der Geister der Finsternis zerbrechen und den falschen Göttern verbieten wird, ihre Tempel neben den Altären des Menschensohnes zu errichten.“ Die Geschichte zweier Liebenden, welche nach harten Prüfungen in der Arena der Gladiatoren durch ein gemeinsames Martyrium ihren ehelichen Bund feiern, bildet den äusseren Rahmen dieses rührenden christlichen Epos.

Der erste Schauplatz des Gedichtes ist Messenien. Die Einwohner dieses Landes hatten auf dem Berge Ithome zu Ehren des Homer einen Tempel errichten lassen, dessen Überwachung sie dem Priester Demodocus aus dem Homeridengeschlechte übertrugen. Fünfzehn Jahre waren verflossen seit der Einweihung des Heiligtums. Der seines göttlichen Ahnherrn würdige Seher hat sein Amt treu und freudig besorgt; in stiller Zufriedenheit führte er ein zurückgezogenes Leben, in dessen Einförmigkeit seine heranwachsende Tochter Cymodocée manche Abwechslung brachte. Da dieselbe durch ihre Schönheit dem Hierokles, dem Prokonsul von Achaja und dem Günstling des Galerius sehr gefiel, so hatte er um ihre Hand geworben, war aber abschlägig beschieden worden, da das zarte Mädchen schon vor dem Blick des Römers zitterte, der ausserdem nicht des besten Rufes genoss, ja sogar als ein Barbar galt, welcher durch grobe Behandlung seine erste Gattin ins Grab gebracht hatte. — Gekränkt durch diese Weigerung hatte der Prokonsul bei sich beschlossen, alle auch die unerlaubtesten Mittel anzuwenden, um die Tochter des Demodocus heimzuführen. Dieser weiht, um den Werbungen und Nachstellungen des gottlosen Barbaren Einhalt zu thun, Cymodocée zu einer Priesterin der Musen, welche er rasch in allen Opfergebräuchen unterweist. Bei dem heran nahenden Feste der Diana findet sie Gelegenheit, als Priesterin aufzutreten, indem sie von Greisen dazu ausersehen worden, den Chor der jungen Mädchen zu führen, welche der keuschen Schwester Apollo's ihre Opfertgaben darbringen sollten. Mit ihren Gespielinnen singt sie den Hymnus an die

weisse Jungfrau, Diana, (Luna, Hekate). Nachdem das übliche Opfer dargebracht worden und die Menge sich zerstreut hatte, trat auch die Priesterin ihren Heimweg zur väterlichen Wohnung an. Hurtig ihre Schritte fördernd gewahrt sie bald, dass sie von ihrer Amme Eurymeduse verlassen, auf eine falsche Fährte geraten ist. Von Angst ergriffen, stösst sie in ihrer Verlassenheit einen Schrei aus, den das Echo des Waldes wiederhallt; vergebens ruft sie die Waldgottheiten an, sie antworten nicht auf ihre Stimme. Indem sie sich dem Schutze der Najaden anvertraut und dieselben inständig bittet, doch ihren Vater wegen ihres Ausbleibens zu beruhigen, entdeckt sie plötzlich einen schlafenden Jüngling, an einen Felsen gelehnt. Sie hält ihn für den Jäger Endymion oder irgend einen verkleideten Gott; der Jüngling Eudorus dagegen, als er erwacht, hält sie für einen Engel. Es entspinnt sich zwischen beiden eine Unterhaltung, welche die Verehrung des einen Gottes der Christen, des Herrn des Weltalls im Gegensatze zur heidnischen Religion zum Gegenstande hat. Die ernste, würdevolle Sprache des Eudor machen auf Cymodocée einen so günstigen Eindruck, dass sie Vertrauen zu ihm fassend ihm ihre Lebensgeschichte erzählt und sein Anerbieten, sie zu ihrem Vater zurück zu geleiten, freudig annimmt. — Durch das plötzliche Erscheinen der Amme, welche ihre Freude, die liebe Pflegbefohlene wiedergefunden zu haben, durch einen Strom von Thränen und eine herzliche Umarmung bekundet, hält sich Eudor seines Anerbietens für enthoben und eilt, die Jungfrau dem Schutze Gottes empfehlend, seiner Wohnung zu. Indes sass Demodokus, von beängstigenden Gedanken gefoltert, einsam am Herde und benetzte mit seinen Thränen den Boden. — Da tritt plötzlich Cymodocée von der Amme begleitet, vor ihn hin, streichelt mit ihren schönen Händen seinen silbernen Bart und erzählt ihm ihr Erlebnis. Der Vater kann nicht umhin, sie zu tadeln, dass sie die Pflichten der Gastfreundschaft gegen den jungen Fremdling hintangesetzt habe. — Um sich nicht den Zorn des Zeus Xenios zuzuziehen, beschliesst er, der Familie Lasthenes, welche in Arkadien wohnend ihm nicht unbekannt ist, da sie den grossen Philopoemen unter ihre Ahnen zählt, durch einen Besuch seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. — Mit reichen Geschenken versehen machen sich Demodokus und Cymodocée früh morgens auf den Weg und erreichen abends die arkadische Stadt Phigalea, wo sie in der Wohnung des Ancäus die Ehren der Gastfreundschaft nur für eine Nacht geniessen können, da sie am folgenden Tage ihre Fahrt fortsetzen. Am Grabe des Aglaus von Psophis, den das delphische Orakel glücklicher als den König von Lydien gepriesen hatte, treffen sie einen bejahrten Mann, welcher sie, an dem Palaste des Hierokles vorbei, zu der Wohnung des Lasthenes geleitet. Da die Familie mit der Ernte beschäftigt ist, lassen sie sich von dem Unbekannten zum Saatefelde hinführen, wo das rege Leben der Landleute ihre Aufmerksamkeit fesselt, indem sie die muntere Thätigkeit der Männer und Frauen, welche Ähren schnitten und in Garben banden und auf Wagen luden, nicht minder bewunderten als die Emsigkeit der Ährenleserinnen, deren Mühe eine reiche Ernte lohnte. Cymodocée hatte von weitem schon Eudorus erkannt, welcher sich mit seiner Mutter und seinen Schwestern von den Garben erhob, um die Fremden zu begrüssen. Wie überraschend war für diese die Entdeckung, dass ihr unbekannter Führer Lasthenes selbst war! Noch grösser aber war das Erstaunen des Demodokus, als er in Erfahrung brachte, dass Eudor weder seinem Vater noch seiner Mutter Sephora von der Begegnung mit Cymodocée Mitteilung gemacht habe. Indem er die bescheidene Einfachheit des berühmten Kriegers, des Freundes Constantins anstaunte, pries er dreimal glücklich die Jungfrau, die er zur Gefährtin des Lebens wählen würde. Als Zeichen seiner Dankbarkeit widmete er ihm eine Schale von unschätzbarem Werte, welche Eudor aber sich weigert, anzunehmen, wenn sie schon zu Opfern gedient habe. Hatten ausser dieser Äusserung viele

andere Beobachtungen den Demodokus zur Annahme berechtigt, dass die Familie den seinen Vorfahren unbekanntem Gott anbetete, so wurde er bald durch das offene Geständnis des Lasthenes jedes Zweifels enthoben. Keineswegs konnte er aber dem Gedanken Raum geben, dass die Gottlosigkeit, deren man die Anhänger der neuen Lehre anklagte, auch in dieser Familie Wurzel gefasst habe. Ihre aus der Gottesfurcht entspringende Zufriedenheit lehrte das Gegenteil. Wie sehr hatten ihn die erhabenen Reden des würdevollen Familienvaters über die wahre Gottesverehrung, die Grundlage der ehelichen Liebe und des häuslichen Glückes durch die Kraft der Wahrheit erbaut. Wie sehr fühlte er sich hingezogen zu der Lebensweise dieser Familie, welche der des alten Nestor glich. Hier fand er Zufriedenheit, Freundschaft, Liebe.

Als mit dem Untergange der Sonne die Familie mit den Fremden das Wohnhaus betreten, die Schnitter nach Beendigung des Tagewerks die Ackergeräte in die Scheunen gebracht, die mit kräftigen auf den Höhen gebrochenen Reisern bepackten Maultiere und die die kornbeladenen Wagen ziehenden Ochsen die Höfe erreicht haben, ruft der Ton der Abendglocke die Familienglieder und das Gesinde zum gemeinschaftlichen Gebete. Man sammelt sich in einem von Scheunen und Ställen umgebenen Hofe, in dessen Mitte ein von der Ahnfrau des Lasthenes gefanzter Nussbaum mit seinen Zweigen und Ästen einen Brunnen umrahmte, dessen beide mit Epheu umrankten Pfosten zwei Aloepflanzen schmückten, die in Körben wuchsen. Entblössten Hauptes, nach Osten gewandt, sprach der Familienvater das Abendgebet, welches die knieenden Kinder und Dienstboten laut wiederholten. Dieser frommen christlichen Sitte zollt Demodokus seinen Beifall, da auch sein Glaube die Verehrung der Lites oder Gebete vorschreibt, welche allein den Zorn ihrer Schwester Ate zu besänftigen imstande sind. Die im Hause veranstaltete Abendmahlzeit bewies, dass die Christen wegen Ausübung der Gastfreundschaft die höchste Anerkennung verdienen. Froh wie einst Herkules, als er beim Centauren Pholus freundliche Aufnahme fand, hatte Demodokus mit seiner Tochter Cymodocée der gastlichen Tafel, auf welcher Gefässe mit wohlriechendem cretischen Honig, Amphoren mit Chioswein zwischen Schüsseln mit Wildpret und Fischen und weissem Brode standen, sich genähert, als unerwartet Cyrill, der Bischof von Lacedämon im Hirtengewande in den Saal trat. Die Anwesenheit des greisen Priesters, welcher zwei Tage als Gast verweilen wollte, um die Ursache der öffentlichen Busse des Eudorus zu erfahren, erhöhte die Freuden des Mahles, welches er, neben Demodokus sitzend, durch herzliche Unterhaltung und weise Bemerkungen würzte, mit welcher er die von Eudor vorgelesenen Abschnitte aus dem Evangelium erläuterte. Cymodocée empfand eine solche Rührung, dass ihr die Thränen, wie Perlen, über die jungfräulichen Wangen rollten.

Nach Beendigung des Mahles nahm man an der Thüre des Obstgartens auf einer steinernen Bank Platz, von wo das Auge die lachenden mit Myrten, Erlen und Sykomoren bepflanzten Thäler überschaute, durch welche des Ladons und des Alpheus silberne Wogen sich schlängelten. Das sanfte Mondeslicht, welches die dichten Waldungen der nahen Berge in ein mattes Helldunkel kleidete, verlieh der Landschaft einen zur Wehmut stimmenden Reiz. Demodokus benutzte diese Stimmung, um das Talent seiner Tochter zur Geltung zu bringen. Die junge Priesterin der Musen sang zur Begleitung der Leier das Leben und Walten der Götter, die Thaten der Heroen und die Schicksale der Dichter, namentlich ihres unsterblichen Ahnherrn. Da der durch den Gesang entzückte Vater von der anscheinenden Gleichgültigkeit der Zuhörer schmerzlich berührt wurde, so belehrte ihn Cyrill, dass nicht der Vortrag, sondern der Inhalt der Lieder ihnen eine Beifallsbezeugung verbiete, da ihr Glaube die sinnreichen Fabeln des naiven Altertums als ein Gewebe von Lügen verwerfe.

Den ihnen gemachten Vorwurf aber, dass ihr Herz nicht für Lied und Gesang empfänglich sei, wird zu entkräftigen Endors Aufgabe sein. Wie einst der junge David durch sein Harfenspiel die Schwermut des Königs Saul verscheuchte, so erweckte der christliche Sänger durch den melodischen Vortrag seiner Lieder biblischen Inhalts die Teilnahme der ihm aufmerksam zuhörenden Gäste, welche erst mit dem Einbruche der Nacht ihre Lagerstätte aufsuchen.

Cyrell, welcher schon die Qualen des Martyriums erduldet hatte, ruhte auf einem Lager von Schilfrohr. Kaum war der eifrige Diener des Herrn vom Schlummer umfungen, als er in einem Traume sah, dass seine Wunden von neuem sich öffneten und dass ein Jüngling und eine Jungfrau, die von Lichtglanz umgeben gen Himmel stiegen, ihm mit der Siegespalme ein Zeichen geben, ihnen zu folgen. Als er erwachte, sandte er ein inbrünstiges Gebet, in welchem er sich zur Sühne der Sünden des christlichen Volkes als Opfer darbot, zum Throne des Ewigen empor. Der Grösse, Würde und Majestät des Allmächtigen entspricht die Herrlichkeit des Paradieses.

Im Centrum der erschaffenen Welten, mitten unter zahllosen Gestirnen, welche ihr als Wälle, Vorhallen und Zugänge dienen, schwimmt die unermessliche Stadt Gottes, deren Wunder die Zunge eines Sterblichen nicht aufzuzählen vermag. Der Ewige legte selber die zwölf Grundsteine und umgab sie mit jener Mauer von Jaspis, welche der vielgeliebte Jünger von einem Engel mit goldenen Zollstabe messen sah. Mit der Glorie des Allerhöchsten bekleidet ist das unsichtbare Jerusalem geschmückt wie eine Braut für ihren Bräutigam. Kein Bauwerk der Erde kann sich mit dieser heiligen Stadt vergleichen. Der Reichtum des Stoffes wetteifert mit der Vollendung der Form. Dort prangen Galerien von Saphir und Diamant, dort erheben sich Triumphbogen aus den glänzendsten Sternen erbaut, dort schlingen sich aneinander Säulenhallen von Sonnen, die sich endlos im Firmament verlieren, wie die Säulenhallen von Palmyra im Sande der Wüste.

Diese Architektur ist lebendig, die Stadt Gottes selbst ist einsichtig. Nichts ist Materie in den Wohnungen des Geistes, nichts tot in den Orten des ewigen Lebens. Die unbeholfenen Worte, welche die Muse gebrauchen muss, sind trügerisch: sie bekleiden mit einem Leib, was nur wie der göttliche Traum eines glücklichen Schlummers besteht. — Köstliche Gärten dehnen sich um das strahlende Jerusalem aus. Ein Fluss entspringt unter dem Throne des Allmächtigen, er benetzt das himmlische Eden und rollt in seinen Wellen die reine Liebe und die Weisheit Gottes. Die geheimnisvolle Woge zerteilt sich in viele Kanäle, die sich mannigfach verschlingen und wieder vereinen; dort erhebt sich der Baum des Lebens auf dem Weihrauchshügel; nicht weit davon breitet der Baum der Erkenntnis seine tiefen Wurzeln und zahllosen Äste aus; er birgt unter goldenem Laubwerk die Geheimnisse der Gottheit, die verborgenen Gesetze der Natur, die unveränderlichen Prinzipien des Guten und des Bösen. Diese Kenntnisse bilden die Nahrung der Auserwählten; denn im Reiche der höchsten Weisheit giebt die Frucht der Erkenntnis nicht mehr den Tod.

Das Licht, welches diese glückliche Wohnung erhellt, ist aus den Rosen des Morgens, der Flamme des Mittags und dem Purpur des Abends gemischt. Kein Stern erscheint an dem glänzenden Firmament, keine Sonne geht auf oder unter an den Orten, wo nichts beginnt, nichts endet; aber eine unaussprechliche Klarheit senkt sich von allen Seiten wie ein zarter Tau herab. — In den Vorhöfen der heiligen Stadt und in den sie umgebenden Gefilden harren die Chöre der Cherubinen und Seraphinen, der Engel und Erzengel, der Thronen und Herrschaften als Diener des Ewigen, seines hohen Willens gewärtig. Dort sind auch die frommen Sterblichen vereint, die auf der Erde die

Tugend geübt. Die Patriarchen, sitzend unter goldenen Palmen; die Propheten, deren Stirn in zwei Lichtstrahlen funkelt; die Apostel, die heiligen Evangelien auf der Brust tragend; die Lehrer, in der Hand eine unsterbliche Feder haltend; die Einsiedler in himmlischen Grotten verborgen; die Martyrer, mit schimmernden Gewändern angethan. — Alle die Seligen sind beständig in dem herrlichen Zustande eines Menschen, der eine tugendhafte oder heroische Handlung verrichtet, einen genialen Gedanken erfunden, oder das Entzücken einer legitimen Liebe, oder die Wonne einer durch das Unglück erprobten Freundschaft gekostet hat. Denn die edlen Leidenschaften sind nicht in den Herzen der Gerechten erloschen, sondern geläutert. Brüder, Gatten, Freunde umschlingt noch fester das Band der Liebe, welche in der Gottheit selber ihren Brennpunkt hat. Die Schönheit und die Allmacht des Allerhöchsten bilden ihre immerwährende Unterhaltung; die Wunder der Schöpfung sind ihnen eine unversiegbare Quelle der Bewunderung. Gott selbst aber, von dem eine ununterbrochene Schöpfung ausgeht, lässt ihrer heiligen Neugier keine Ruhe, sei es, dass er an dem entferntesten Rande des Raums eine alte Welt zerbricht, sei es, dass er mit seiner englischen Armee Ordnung in den Schoß des Chaos bringt. Die Seligen geben ihrer Freude und ihrer Bewunderung durch Lobgesänge Ausdruck, welche von den sanften Tönen der Harfe und Leier begleitet, zu dem Throne der Reinheit dringen, auf welchem die Mutter des Erlösers sitzt. Alle Seufzer der Erde steigen auf geheimen Wegen zu ihr empor, und die Trösterin der Betrübten legt zu den Füßen ihres Sohnes, auf den Altar der Wohlgerüche, das Opfer unserer Thränen und mischt, um es wirksamer zu machen, einige ihrer göttlichen Thränen darunter. Von der Wohnung der himmlischen Königin, welche Schutzengel umgeben, und vor welcher Engel beständig goldene Rauchfässer schwingen, aus denen ih leichtem Dampfe die Düfte der Liebe und Unschuld sich verbreiten, gelangt man zum Heiligtum des Wortes, in welchem der Sohn vor einem mystischen Tische sitzt, umgeben von vier und zwanzig Greisen, welche mit weissen Kleidern und goldenen Kronen geschmückt zu seinen beiden Seiten auf Thronen stehen. Hinter diesem Sanktuarium breiten sich endlose Räume von Feuer und Licht aus. Der Vater wohnt im Grund dieser Tiefen des Lebens. Er ist der Urquell von allem was war, ist und sein wird; die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft verschmelzen sich in ihm. Dort sind die Quellen der im Himmel selbst unbegreiflichen Wahrheiten verborgen, dort erfüllt sich fern von dem Auge der Engel das Geheimnis der Dreieinigkeit. Der Geist, welcher unablässig vom Vater zum Sohn auf- und absteigt, vereinigt sich mit ihnen in diesen unergründlichen Tiefen. Ein feuriger Triangel erscheint alsdann beim Eintritt des Heiligen der Heiligen, die Kugeln stehen still vor Scheu und Furcht, das Hosiannah der Engel verstummt; das unsterbliche Heer weiss nicht, ob nicht der Dreimalheilige auf der Erde wie im Himmel die materiellen und göttlichen Formen vertauschen, oder ob er nicht die Principien zu sich rufen und die Welten zwingen wird, in den Schoß seiner Ewigkeit zurückzukehren. Die Urwesen trennen sich, der feurige Triangel verschwindet, das Orakel öffnet sich, und man sieht die drei Mächte. Getragen von einem Wolkenthrone, hält der Vater einen Compass in der Hand, ein Zirkel ist unter seinen Füßen; der Sohn, mit dem Blitz bewaffnet, sitzt zu seiner Rechten, der Geist steht wie eine Lichtsäule zu seiner Linken. Jehovah macht ein Zeichen, die Zeit geht beruhigt ihren Lauf, die Grenzen des Chaos dehnen sich zurück, und die Gestirne beschreiben ihre harmonischen Bahnen. Der Himmel hört aufmerksam auf den Allmächtigen, der seine Absichten über das Weltall kund giebt. — Der wegen der Lauheit und Verweichlichung der Christen angefachte Zorn des Ewigen fordert als Sühne ein neues Opfer, welches in seinem unforschlischen Rathschlusse schon lange bezeichnet ist. Nicht Cyrill ist es, sondern ein Büsser,

welcher in den Schrecken der neuen vom Satan bewirkten Verfolgung den sich um ihn scharenden Glaubensgenossen durch seine Standhaftigkeit und durch seine bewunderungswürdige Geduld in Ertragung der furchtbarsten Qualen als Muster vorleuchten und durch seinen heldenmütigen Tod den Zorn des Herrn entwaffnen und den Fürst der Finsternis in den Abgrund stürzen wird. Die von dem Martyrer zur Gattin auserkorne Heidin wird ihrem Glauben entsagen und nach vielen harten Prüfungen auch mit der freiwilligen Hingabe ihres Lebens den Triumph des Kreuzes besiegh.

Diese vom Allmächtigen der auserwählten Schar der Himmelsbewohner kundgegebenen Schicksale der Kirche rufen eine Bewegung unter den treuen Legionen hervor, welche den auf Erden Verfolgten Trost und Schutz bringen werden. Michael ergreift seine Lanze, seine unsterblichen Begleiter legen ihre funkelnden Kuirasse an: die Schilde von Gold und Diamant, der Köcher des Herrn und die flammenden Schwerter werden von den ewigen Säulen genommen; die Chöre der Engel und Heiligen stimmen ein Jubellied an, in welchem sie Gott als die Quelle alles Segens preisen, der auch dem Büsser seine Ungerechtigkeiten verzeiht.

Eudor ahnte nicht, dass sein Los die himmlischen Heerscharen beschäftigte; er verliess mit dem Aufgange der Sonne seine Grotte, wo er als büssender Einsiedler die Nacht verbracht, um die kleine Schar zu treffen, welche ihn im Obstgarten erwartete. Man liess sich nach einer vom Ladon und Alpheus gebildeten einsamen Insel hinübersetzen, wo man unter hohen Pappelbäumen dem Berichte seiner Abenteuer zuhörte.

Ein Nachkommen des Philopoemen, jenes hochherzigen Streiters von Megalopis, nach dessen Tode laut dem Berichte Plutarchs sich Achaja verweist fühlte, erkennt Eudorus in seiner Abstammung die Quelle seiner Leiden. Denn da die Römer in seinem Ahnherrn ihren unversöhnlichsten Freund erblickten, so forderten sie, dass der älteste Sohn dieser heroischen Familie mit dem sechszehnten Jahre in Rom als Geisel diene. Erzog in der christlichen Religion, herangebildet zu Tugend und Weisheit durch die eindringlichen Lehren seiner Mutter Sephora, verbrachte er an den Ufern des Alpheus und in den Waldungen des Taygetus in Unschuld die frohen Tage der ersten Jugend. Ungern schied er vom elterlichen Hause, als der Augenblick der Verbannung nahte und ihn das Schiff aufnahm, welches ihn nach der ewigen Stadt, der Metropole des Weltalls brachte. Da er in Rom den berühmten Rhetor Eumenes hörte, schloss er mit den Studiengenossen Augustin, Hieronymus und dem Prinzen Constantin einen Freundschaftsbund. Diocletian, dessen Hof nach Rom verlegt wird, hatte aus Schwäche oder aus Berechnung, vielleicht gar gezwungen seine Macht mit Maximian, Constantius und Galerius geteilt. Der letztere, einer der wütendsten Christenfeinde, hat noch einen verworfenen Vertrauten in dem Sophisten Hierokles, dem Prokonsul von Achaja. Von Constantin, dem Sohne des Constantius bei Hofe eingeführt hat Eudorus bald entdeckt, dass Hierokles gegen ihn wegen seiner intimen Beziehungen zu jenen einen unversöhnlichen Hass hegt und seinen Sturz im Schilde führt. Indessen beachtet er in seinem jugendlichen Übermute keine Gefahr; dagegen den weltlichen Genüssen fröhnend giebt er durch sein Leben öffentliches Ärgernis und entehrt den Namen eines Christen. Taub gegen die wohlmeinenden Ermahnungen des römischen Bischofs Marcellin wird er mit dem Kirchenbanne belegt.

Gemieden wie ein von der Pest Befallener, von Gewissensbissen gefoltert, rastlos umherschweifend und vergeblich suchend, die Stimme des strafenden Gottes zu überhören und durch den Anblick der heidnischen Spiele zu ersticken, empfindet er die Tragweite des über ihn verhängten Anathems.

Jedoch ist seine Reue nicht von langer Dauer, da er den Schauplatz seiner Vergehungen bald mit Neapel vertauscht, wohin er dem Hofe folgt. Das verführerische Leben dieser Stadt ertötet alle seine frommen Erinnerungen; mit seinen leichtsinnigen Freunden folgt er den trügerischen Lockungen der üppigen Aglae, welche durch ihre Schönheit alle jungen Cavaliere wie Sklaven fesselt. Die in ihrem Palaste veranstalteten Feste konnten jedoch die Herzen der drei Freunde nicht befriedigen: indem sie mit einer Übersättigung den Ekel empfanden, suchten sie von einer unaussprechlichen Unruhe gequält, nach einer neuen Nahrung für ihr wundes Herz. Ein Besuch bei dem Einsiedler Thraseas am Vesuv, welcher erzählt, auf welche Weise er bekehrt und vom Bischof Marcellin in die Christengemeinde aufgenommen worden sei, wirkt vorteilhaft auf ihr Gemüt; seine anregende Unterhaltung bringt sie zu der Überzeugung, dass die Religion das einzige Heilmittel ihrer Leiden sei. — Die drei Freunde trennen sich. Eudorus kehrt mit dem Hofe nach Rom zurück, wo er die Entdeckung macht, dass die Kaiserin Prisca und ihre Tochter Valeria Christinnen sind und heimlich dem von Marcellin gehaltenen Gottesdienste beiwohnen. Da Eudorus in den unbegründeten Verdacht kam, die Prinzessinnen zu den Katakomben von St. Sebastian geführt zu haben, wurde er durch die Intriguen des Galerius und Hierokles von Rom entfernt und zur Armee des Constantius an die Ufer des Rheins geschickt. In Agrippina (Cöln) angekommen, wo er das römische Heer zum Kampf gegen die Franken bereit findet, wird er als einfacher Soldat unter die kretischen Bogenschützen gereiht, welche mit den Galliern den Vortrab des Heeres des Constantius bilden. Der römische Heerzug sammelt sich, die einzelne Truppenabteilungen werden vorgeführt; besonders aber werden die Gallier gerühmt wegen ihrer Kühnheit im Angriffe und ihrer Ausdauer im Handgemenge.

Das Heer der Feinde, der Franken, denen der Krieg gilt, sticht durch eine wilde Einfachheit ab; die Häute der Bären, Auerochsen und Eber macht ihren Waffenschmuck aus. Auf ihre zweischneidige Streitaxt vertrauend, gehen sie von Pharamund, Clodion und Meroväus geführt mutig den Feinden entgegen, ihre barbarischen Schlachtgesänge anstimmend.\*) Nachdem auf beiden Seiten mit abwechselndem Glücke gekämpft worden war, hatten die Franken endlich weichen müssen, dann aber einen neuen Angriff gewagt, in welchem Eudor schwer verwundet wurde. Von einem Sklaven in eine Hütte gebracht und sorgsam gepflegt, wird er mit andern Verwundeten als Gefangener in den Teutoburger Wald geschleppt, dessen rauhes Klima ihm die ungewohnte Verrichtung der ihm auferlegten groben Arbeiten ausserordentlich erschwert. Umgeben von Barbaren, deren Lebensweise und Gewohnheiten ihm nicht zusagen, sieht er seine freudenleere und trostlose Lage als eine Strafe seiner Verirrungen an. Eine Unterredung mit seinem Retter, dem greisen Zacharias, giesst Balsam in sein wundes Herz. Ein Nachkomme des Römers Cassius hatte derselbe diesen Namen angenom-

\*) Von wahrhaft hinreissender und zündender Wirkung ist das berühmte, hierfolgende Kriegslied der alten Franken:

Pharamund! Pharamund! wir kämpften mit dem Schwert. Wir schleuderten die zweischneidige Streitaxt, Schweiss troff von der Stirn der Krieger und rieselte ihre Arme entlang. Die Adler und die Raubvögel mit gelben Füßen stiessen ein Freudengeschrei aus, der Rabe schwamm im Blut der Toten, der Ocean war wie eine Wunde, die Jungfrauen weinten lange.

Pharamund! Pharamund! wir kämpften mit dem Schwert. Unsere Väter fielen in den Schlachten, alle Geier haben sie beseufzt, denn unsere Väter sättigten sie mit Fleisch. Lasst uns Weiber wählen, deren Milch Blut ist und die mit Mut das Herz unserer Söhne erfüllen. Pharamund! Das Lied ist aus, die Stunden des Lebens verrinnen, wir werden lächeln, wenn's an's Sterben geht!

men, seitdem er als Soldat in der christlichen thebanischen Legion focht. Dem furchtbaren Blutbade, in den Alpen, welches seine treue dem Glauben nicht abtrünnige Schar unter Maximian dahingerafft, wie durch ein Wunder glücklich entronnen, war er vom Bischof Denis zum Priester geweiht. Die ihm von diesem frommen Blutzeugen eingeflößten Lehren gewissenhaft befolgend, hat er in den Werken der Liebe und Barmherzigkeit den süssesten Lohn gefunden, in hochherziger Aufopferung an Stelle eines in Knechtschaft geratenen Christen sich freiwillig dem Pharamund als Sklaven angeboten und von demselben angenommen an der Ausbreitung des christlichen Glaubens mit rastlosem Eifer gearbeitet und demselben viele neue Anhänger gewonnen, unter ihnen auch die Königin Clotilde. Die biedere Gesinnung des Zacharias, welcher in den die Menschen heimsuchenden Leiden, die eine falsche Weisheit Schläge des Schicksals nennt, das Walten der Vorsehung erblickt, rührt das Herz des Eudorus, welcher ganz vom Gefühl hingerissen dem Greise offenbart, dass auch er Christ sei, aber seine Religion vergessen habe. Diese unerwartete Mitteilung gibt dem Greise Veranlassung zu eindringlichen Ermahnungen und Belehrungen über den hohen Wert der Tugend.

Ungern folgt Eudor seinem Herrn Meroväus auf die Bären- und Auerochsenjagd, welche mit einer unglaublichen Schnelligkeit bis zum Strande des Pontus Euxinus ausgedehnt wird. Am Grabe des Ovid, welches er in der Nähe des Ister entdeckt, wird er der Lebensretter des Meroväus, welcher hier von einer wütenden Wölfin angefallen wurde. Diese Heldenthat erwirkt ihm seine Freiheit und er wird von den Franken als Vermittler des Friedens zum Constantius geschickt, der seinen Hof damals in Paris hatte und eilends durch einen Centurionen den Frieden herbeiführen liess.

Hier bricht Eudor seine Erzählung, die sich schon bis zur neunten Stunde des Tages ausgedehnt hatte, auf den Wunsch seines Vaters ab, welcher die Zuhörer zu einem Mahle unter dem gastlichen Dache einlud und dem Sohne vorschlug, das Ende des Berichtes auf den folgenden Tag zu verschieben. Alle waren durch den Vortrag gerührt und empfanden das Bedürfnis einer Zerstreuung. Cyrill hatte ein anschauliches Bild von der Lage der Kirche gewonnen, welcher durch die Frivolität einflussreicher Männer eine traurige Zukunft bevorstand. Eudor aber hatte in seinem Innern die zarte Regung der Liebe zu der in lieblicher Zartheit und anmutiger Schönheit strahlenden Cymodocée empfunden, deren gefühlvolle Teilnahme die verborgensten Falten ihres Herzens aufdeckte, welches von einer geheimnisvollen Sehnsucht erfasst war.

Während der Himmel zwei Herzen einander näherte, deren Verbindung den Triumph des Kreuzes herbeiführen sollte, benutzte Satan die Liebe des ausersehenen Paares, um neue furchtbare Stürme heraufzubeschwören. Obwohl er die Absichten des Ewigen, der die schuldige Kirche strafen will, nicht kennt, so fühlte er dennoch, dass die Herrschaft über die Gläubigen ihm für einige Zeit übertragen ist und dass der Himmel ihm zur Ausführung seiner schwarzen Anschläge volle Freiheit lässt. Er steigt in sein düsteres Reich hinab; die Hölle staunt ihren Monarchen an, der beim Anblicke der Verworfenen von Gewissensbissen und Mitleid ergriffen wird. Auf der Schwelle der erbittlichen Pforten zeigen sich zwei Ungeheuer, die ihn als ihren Vater begrüßen, das Verbrechen, welches die Thore öffnet, und der Tod, welcher sie schliesst. Der Tod, ein Skelett, in der einen Hand eine Sichel haltend und mit der andern die Wunde verbergend, die er vom Sieger auf Golgotha erhalten, beugt das Haupt vor dem Feinde der Menschen und fleht um neue Nahrung für seinen unersättlichen Hunger. Indem der Höllenfürst ihm die Befriedigung des Wunsches gewährleistet, steigt er in den Abgrund hinab, jene schreckliche Wohnung der Verdammten, deren Klagen er mit Hohnlachen beantwortet.

Im Centrum des Abgrundes, mitten in einem Ocean, welcher Blut und Thränen spült, erhebt sich unter Felsen ein schwarzes Schloss, das Werk der Verzweiflung und des Todes. Ein ewiger Sturm braust um seine furchtbaren Zinnen, ein öder Baum steht vor seinem Eingange, und auf der Warte seiner düstern Mauern weht die Fahne des Stolzes, vom Blitze halb verzehrt. Drei Dämonen, (welche die Alten die Parzen nennen), wachen an dem Gatter dieses finstern Palastes. Wie Satan herannaht, erheben sie sich, mit einem grausigen Tone erdröhnt das eiserne Thor. Drei andre Dämonen, als Furien verehrt, öffnen eine glühende Einlassthür, welche zu verlassen Hallen führt. Die Kuppeln des unheilvollen Gebäudes ertönen von dem dumpfen Getöse eines Brandes, und einen matten Schein verbreiten die brennenden Balken. Am Eingange des ersten Vestibüls liegt auf einem eisernen Bette die „Ewigkeit der Schmerzen“; sie ist unbeweglich; ihr Herz selbst hat keine Bewegung; in der Hand hält sie eine Sandbüchse; sie kennt nur und spricht nur aus das eine Wort „Niemals. —“

Der Herrscher der Hölle lässt durch die vier Führer der rebellischen Legionen den Senat rufen. Alsbald füllen die Schatten der bösen Geister den weiten Saal. In einer Rede fordert er sie auf, gemeinsame Anstrengungen zur Ausrottung der Lehre Christi, die immer neue Anhänger gewinne, zu machen und über die geeignetsten Mittel nachzudenken, die ihrer Herrschaft einen neuen Sieg auf Erden verleihe. Ohne lange zu überlegen, finden die Dämonen verschiedene Wege zur Ausführung der Pläne ihres Führers. Der Dämon des Mordes rät zur Folter und zur Flamme; das Herz des Galerius will er zur Grausamkeit treiben, dass die Altäre des Feindes mit dem Blute seiner Anbeter getränkt werden. Der Dämon der falschen Weisheit, voll von Niedrigkeit und Heuchelei, will unter die Christen verderbliche Prinzipien verbreiten, welche die Bande der Gesellschaft lösen und die Grundlagen der Reiche untergraben. Den Hierokles, den Minister des Galerius, hat er bereits mit seinem Netze umgarnt. Die reichste Ernte erwartet er vom Sohne, dem Atheismus, dem Liebhaber des Todes und dem Feinde der Hoffnung, der das Werk des Ewigen unstreitig zerstören werde. Die Beifallsbezeugungen, welche der Rede dieses verworfensten aller Geister folgten, hallten so laut in den höllischen Gewölben wieder, dass die Seelen, welche ohne Bewachung waren, in den Ratssaal schlüpfen (diese trug ein bleiernes Gewand, jene ein brennendes Schweisstuch), und nicht eher wichen, bis Satan selbst erschreckt, die Wächter, die eiteln Chimären, die bösen Träume, die schmutzigen Harpyen, die hohlhängige Rache mit drohenden Worten an ihre Pflicht erinnert. Aber die Phantome mischen sich unter die Verworfenen, und es hätte leicht zum Kampfe kommen können, wenn nicht Gott dem Tumulte Einhalt geboten hätte. Darauf erhebt sich der Dämon der Lust, in der Hölle Astarte genannt, und sich seiner Siege in Tyrus, Heliopolis, Paphos und Amathunt rühmend, hofft er, nicht durch Gewalt, nicht durch eine falsche Weisheit, sondern durch die Verführung die rauhen Diener Gottes zum Abfalle zu bringen. Da er schon im Herzen des Hierokles eine verbrecherische Leidenschaft entzündet, verspricht er sich den Triumph seiner Macht. Satan billigt die Ansichten, welche die drei Dämonen im hohen Rate dargelegt hatten, und rät, da dieselben alle gleich weise sein, sie alle zugleich zu befolgen. „Lasst uns“, fährt er fort, „noch die Abgötterei und den Stolz zur Hülfe nehmen: Ich selbst will in dem Herzen des Dioeletian den Aberglauben, und in der Seele des Galerius den Ehrgeiz wachrufen. Ihr alle aber, Götter der Nationen, unterstützt meine Bemühungen; gehet, eilet, facht den Eifer des Volkes und der Priester an. Steiget auf den Olymp; lasset die Fabeln der Dichter wieder aufleben. Mögen die Genien von Dodona neue Orakel geben; möge die Welt zwischen Fanatikern und Gottesläugnern geteilt sein, möge das süsse

Gift der Lust wilde Leidenschaften entfachen, und möge aus allen diesen vereinten Übeln eine schreckliche Verfolgung der Christen entstehen.“ So sprach Lucifer. Dreimal schlug er mit seinem Scepter seinen Thron, dreimal hallt aus dem hohlen Abgrunde ein dumpfes Dröhnen wieder. Niemals war er furchtbarer erschienen seit dem Tage, wo er den Gehorsam verweigernd sich als Feind des Ewigen erklärte.

Als bald brechen die Legionen auf, stürzen aus dem Saale, durchschreiten das Meer der Thränen, die Gegend der Qualen und eilen zur Pforte, welche vom Verbrechen und vom Tode bewacht wird. — Unter dem Vestibul des Höllenpalastes, vor dem eisernen Bette, auf welchem die „Ewigkeit der Schmerzen“ ruht, hängt eine Lampe, in welcher die Flamme des göttlichen Zornes glüht; Satan nimmt einen Funken des ewigen Feuers, mit welchem er die auf den Altären der Idole erloschenen Feuer von neuem anzündet. Der Vater der Lüge stellt in jedem Heiligtume der heidnischen Gottheiten einen Geist des Truges auf, und lässt die ganze Schar der Dämonen vereint gegen die Kirche Christi handeln. — Ehe das schreckliche Gemälde des höllischen Complottes sich entrollt, nimmt Eudor den Faden seiner Erzählung wieder auf.

Eudor, von Constantius zum Feldherrn ernannt, macht den Zug nach Britannien mit, nach dessen ruhmvoller Beendigung er zum Präfekt von Armorika ernannt wird. In diesem Lande blühte die Religion der Druiden, gegen welche die neuen christlichen Gemeinden, namentlich in der Bretagne, eines kräftigen Schutzes bedurften. Dem Gotte Teutates brachten die Druiden Menschenopfer dar; und eben hatte die Druidin Velleda, welche die Gallier zur Empörung gegen die Römer aufgereizt hatte, einen Greis zum Opfer bestimmt, als Eudorus dieselbe mit ihrem Vater Senegax gefangen nehmen lässt.

Von leidenschaftlicher Glut verzehrt legt sie das Bekenntnis ihrer Liebe zu Eudor ab, welcher anfangs gleichgültig, allmählich die Ohnmacht seines Widerstandes fühlt. Velleda, welche ihr priesterliches Gelübde gebrochen, tötet sich selbst. Der schuldbeladene Eudor legt sein Amt nieder und begibt sich nach Aegypten, um dem dort weilenden Diocletian seine Bitte um Entlassung vorzutragen, welche ihm auf Grund seiner grossen Verdienste gewährt wird. Auf dieser Reise, welche er von Nimes aus über Rom und Carthago macht, mahnt ihn so mancher Ort, so mancher Palast an die Hinfälligkeit der irdischen Grösse, an die Undankbarkeit und Grausamkeit der Menschen: überall wo er landet, trifft er Spuren der Ungerechtigkeit und des Unglücks an. In Alexandrien erfährt er vom Bischof Peter, dass der Same des christlichen Glaubens in Ägypten erfreuliche Früchte treibe, zumal viele durch Wissenschaft und Tugend hervorragende Lehrer, wie Arnobius, Athanasius und Eusebius, mit den Waffen ihres Geistes den auftauchenden Irrlehren einen kräftigen Damm entgegensetzten. Nachdem er im weitem Verlaufe seiner Erzählung recht lehrreiche Betrachtungen über den Verfall dieses einst durch seine Gesetze und Traditionen berähten Landes angestellt, dann seine Nilfahrt, seinen Zug durch die Wüste, die schrecklichen Wirkungen des Samums vortrefflich geschildert, berichtet er, wie er vor der Verfolgung eines brüllenden Löwen in der am Abhange eines Berges gelegenen Grotte des Anachoreten St. Paul Schutz findet. Dieser fromme Greis, welcher mit seinem Amtsgenossen Antonius in der sandigen Öde, mitten unter Löwen eine Stätte des christlichen Glaubens gegründet, beruhigt den niedergeschlagenen und verzagenden Eudor, welcher ein Bekenntnis seiner Sünden abgelegt, mit den Tröstungen der Religion und den wunderbaren Absichten der Vorsehung.

Gift der Lust wilde Leidenschaften entfachen, schreckliche Verfolgung der Christen entstehen, seinem Scepter seinen Thron, dreimal hallt an der. Niemals war er furchtbarer erschienen sei als Feind des Ewigen erklärte.

Als bald brechen die Legionen auf, stürzen, die Gegend der Qualen und eilen zur Pforte wird. — Unter dem Vestibul des Höllenpalastes, die „Schmerzen“ ruht, hängt eine Lampe, in die Satan nimmt einen Funken des ewigen Feuers, das loschenen Feuer von neuem anzündet. Der Vater der Gottheiten einen Geist des Truges auf, um die Kirche Christi handeln. — Ehe das schreckliche nimmt Eudor den Faden seiner Erzählung wieder

Eudor, von Constantius zum Feldherrn ernannt, dessen ruhmvoller Beendigung er zum Präfecten wird, die Religion der Druiden, gegen welche die neue Religion, eines kräftigen Schutzes bedurften. Der Kaiser opfer dar; und eben hatte die Druidin Velleda, die aufgereizt hatte, einen Greis zum Opfer bestimmt, gefangen nehmen lässt.

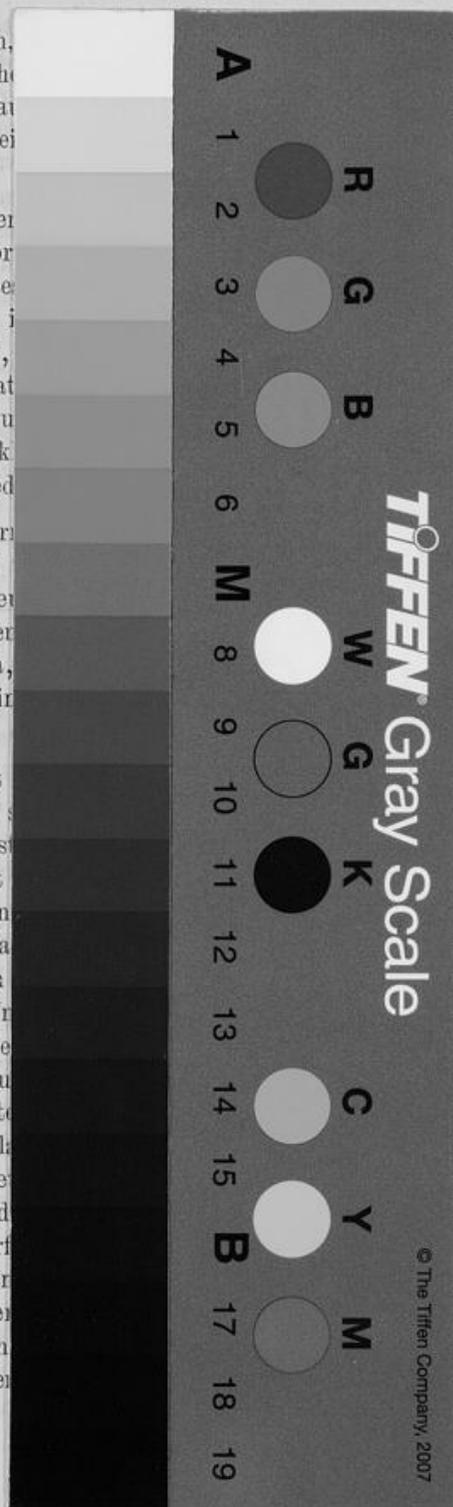
Von leidenschaftlicher Glut verzehrt legt er anfangs gleichgültig, allmählich die Ohnmacht des sterblichen Gelübde gebrochen, tötet sich selbst und begibt sich nach Aegypten, um dem dortigen zu tragen, welche ihm auf Grund seiner grossen Verdienste von Nimes aus über Rom und Carthago nach Rom an die Hinfälligkeit der irdischen Grösse, an dem überall wo er landet, trifft er Spuren der Unwissenheit, erfährt er vom Bischof Peter, dass der Same der Unwissenheit treibe, zumal viele durch Wissenschaft und Tugend, wie Augustinus und Eusebius, mit den Waffen ihres Geistes entgegensetzten. Nachdem er im weitern Verlaufe über den Verfall dieses einst durch seine Gesetze, seine Nilfahrt, seinen Zug durch die Wüste, die Geschichte schildert, berichtet er, wie er vor der Verfertigung eines Berges gelegenen Grotte des Anachoreten Eusebius, welcher mit seinem Amtsgenossen Antonius in der christlichen Glaubens gegründet, beruhigt den Kaiser ein Bekenntnis seiner Sünden abgelegt, mit dem Blicken der Vorsehung.

n Übeln eine blug er mit Dröhnen wie-weigernd sich

der Thrä-Tode bewacht m die „Ewig-Zornes glüht; der Idole er- ne der heidni- vereint gegen sich entrollt,

n mit, nach Lande blühte in der Bre- n Menschen- en die Römer Vater Senegax

r ab, welcher leche ihr prie- Amt nieder ntlassung vor- Reise, welche ancher Palast er Menschen: n Alexandrien uliche Früchte ius, Athana- ftigen Damm Betrachtungen gestellt, dann ns vortrefflich am Abhange e Greis, wel- ne Stätte des idor, welcher nderbaren Ab-



Nachdem er noch den Tod des Einsiedlers erlebt, kehrt er über Jerusalem nach Griechenland zurück, nachdem er an der heiligen Stätte die fromme Helena, die Gemahlin des Constantius, seines hochherzigen Beschützers kennen gelernt und in Byzanz den jungen Constantin begrüsst hatte. Froh seine Eltern wiederzusehen nach einer Trennung von zehn Jahren hegt er nur mehr den einen Wunsch, den Rest seiner Tage in Busse in den Thälern von Arkadien zuzubringen.

Die Erzählung des Eudorus hatte auf die drei Greise einen tiefen Eindruck gemacht. Lasthenes dankte Gott, dass er ihm einen solchen Sohn geschenkt habe, Cyrill bewunderte die freimütige Offenheit seines Bekenntnisses, Demodokus staunte über die Festigkeit des jungen Mannes, den das Unglück gestählt hatte. —



Nachdem er sich des Todes bewußt war, kehrte er aber zuerst in sein  
Zimmer zurück, um zu sehen, ob die Leiche des Mannes, die  
hinter dem Thore lag, noch lebte. In dem Augenblicke, als er  
hinter das Thor trat, sah er einen Mann, der sich ihm näherte.  
Dieser Mann war ein junger Mann, der ihm sehr ähnlich  
sah. Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Die Beschreibung des Mannes, den er sah, war die gleiche, die  
ihm der Mann, der ihm so ähnlich sah, gegeben hatte. Er  
überlegte, ob es derselbe Mann sein könnte, den er suchte.  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“



Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“

Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“  
Er sprach zu ihm: „Du bist der Mann, den ich suche.“